

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Prämumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

Nach Jahren.

Der Mensch, tritt erst in's Leben er hinaus,
Stürmt vorwärts, jedem Eindruck hingegeben;
Kopfsüber stürzt er sich in's Weltgebrans
Und aller Freuden Schätze will er heben.

Nach jeder Blume streckt er seine Hand,
Begehrlich blickt er auf nach jedem Sterne;
Nicht Meere schrecken ihn, noch Wüstenand,
Und seinem Streben scheint kein Ziel zu fern.

Erfahrung aber weiß den wilden Trieb
Allmählig sichern Bahnen zuzulenk'n,
Und mancher Wunsch, der unerfüllbar blieb,
Lehrt Muth und Kraft auf Wen'ges ihn beschränken.

Und immer eng're Kreise zieht er sich,
Und wenn im Kampf des Lebens aufgerieben
Die Jugend schwand und Alter ihn beschlich,
Wie wenig ist des Wen'gen noch geblieben.

Wohl dem, der früh in Einem Alles fand,
Der, wie von einem Zauberkreis umwoben,
Mitleidig lächelt, wenn um seinen Rand
Ohnmächtig zürnende Dämonen toben.

Wohl dem, der liebt, und was ihn jung durchglüht,
Wie eine Rose in ein Buch geschlossen,
Gleich uns bewahrt und noch im Herzen blüht,
Wenn auch der Fez der Jugend ihm verfloßen.

Friedrich Kalu.

Die Stimme der Natur.

(Fortsetzung.)

Anfangs wollte es Magdalenen an dem fremden Orte lange werden, allein es kam nicht ganz dazu; in kürzester Zeit hatte nämlich der sehnlichst Erwartete sich als harmloser Reisender eingefunden, der ein Zimmer für etliche Tage mietete, um die Umgebung kennen zu lernen und sich ein wenig hier zu erholen, da er von seinen mehrtägigen Reisen sehr angegriffen sich stellte.

Von der Pathin unbemerkt, hatte hier Magdalena hinlänglich Gelegenheit, mit dem jungen Manne nähern Umgang zu pflegen, und ihr Herz entbrannte in ungestümer Leidenschaft gegen den Fremden, der es verstanden hatte, ihr Herz zu öffnen und ganz davon Besitz zu nehmen.

Bald darauf reiste er wieder ab, mit dem Versprechen, sein Liebchen in Kurzem wiederzusehen.

Um diese Zeit geschah es, daß der alte Achazius starb, und die beiden Mädchen nun verwaist dastanden. Anna war

trostlos über des Vaters Verlust, Magdalenen's Liebe war bereits getheilt, sie verschmerzte den Schlag leichter, als ihre Schwester.

In Anna war aber ein Entschluß reif geworden, dessen Zustandekommen sie bei des Vaters Lebzeiten nicht geahnt hatte, sie war nämlich mit sich eins geworden, ihren theuern Geburtsort, die Ruhestätte ihrer geliebten Eltern zu verlassen, um in der Fremde sich eine neue Heimat zu gründen. Die Veranlassung hiezu war folgende.

Ihr Vater, der seine Familie nur von der Hände Arbeit ernährt hatte, war in Armuth verstorben und hatte seinen Kindern leider nichts hinterlassen können. Anna war darum angewiesen, in Dienste zu gehen, da das Spitzenköppeln, welches die Idrianer Weiber und Mädchen betreiben, ihnen wohl einen nicht zu verachtenden Beitrag zur Bestreitung verschiedener Lebensbedürfnisse bietet, keineswegs aber einen Erwerbzweig zu bilden im Stande ist, der so weit ausreichte, um damit das Leben selbst fristen zu können. Dieß war ein Grund; den zweiten Grund bot eine vertrauliche Mittheilung, welche Annen in Betreff ihrer Schwester gemacht wurde, und durch welche sie erfuhr, daß ein vornehmer Fremder sich bisweilen in dem von Magdalenen's Taufpathin gepachteten Gasthause aufhalte und dieß einzig und allein nur, um mit dem schönen Mädchen sich zu unterhalten, das für den Fremden ganz Feuer und Flamme sei.

Anna's erster Gedanke war, ihre Schwester aus dem Gasthause fortzubringen; doch wohin, das vermochte sie sich vor der Hand nicht zu beantworten, doch hoffte sie dafür Rath zu schaffen, wenn sie nur erst selbst ein Plätzchen hatte, wo ihr Leben geborgen war. Letzteres fand sich übrigens in Kurzem.

Auf einem Bauerngute in Krain lebte ein altes, kinderloses Ehepaar, das eine Magd in die Wirthschaft suchte. Anna, welche aus ihrem elterlichen Hause alle Arbeiten gewohnt war, überlegte nicht lange und nahm den angebotenen Dienst an. Bald darauf brauchten aber die Bauersleute auch für die Küche und Haushaltung überhaupt einen Diensthoten, auf den sie sich verlassen konnten.

Anna, welche den Viehstand und die gröberen Arbeiten des Feldes und auf dem Hofe unter ihrer Aufsicht hatte, dachte sogleich an ihre Schwester und beeilte sich, ihr den Antrag im Namen der alten Leute zu überbringen. Wider Anna's Vermuthen ging Magdalena auf das Anerbieten bereitwillig ein, denn es hatte zwischen ihr und der Pathin Mißhelligkeiten gegeben, da Letztere des Fremden Absichten durchschaut und ihnen keinen lautern Grund unterlegend, das Verhältniß der beiden

Leute gewaltsam durchschnitten hatte. So kam Anna's einstige Pflegebefohlene abermals unter die Aufsicht ihrer Schwester. Anna athmete nun leichter, da sie auf Magdalenen neuerdings wohlthätigen Einfluß zu üben hoffte.

Alein Magdalena wußte nun unbemerkt als zuvor Zusammentünfte mit ihrem Geliebten zu veranstalten, bis dieser endlich die Gegend verließ, um, wie er versicherte, in Kurzem wiederzukehren und Magdalena zum Altar zu führen. Bevor er aber noch selbst kam, wollte er brieflich von sich hören lassen, und dann erst sollte Magdalena dieses Verhältniß ihrer Schwester mittheilen.

Die arme Verblendete aber ahnte in ihrer zur heftigen Flamme angefachten Leidenschaft nicht, welche gewaltige Kluft die Verschiedenheit des Standes und der Lebensverhältnisse zwischen ihr und dem Angebeteten ihres Herzens bildete.

Wochen vergingen und wurden endlich zu Monaten, ohne daß Magdalena irgend eine Nachricht von ihrem Geliebten erhielt. Eine traurige Veränderung war inzwischen mit ihr vor sich gegangen. Das sonst blühende Mädchen begann sichtlich dahin zu welken, der Blick war erloschen, Trübsinn lagerte sich auf die Züge und aller Lebensmuth schien gebrochen.

Vergebens hatte Anna, welche Magdalenen's Leidenschaft für den Fremden längst erloschen geglaubt, nach dem Grunde dieser sichtlichen Veränderung geforscht, dieselbe einem krankhaften Zustande zuschreibend, ohne mehr als ausweichende Antworten zu erhalten; aber eines Tages, als sie mit ihrer Schwester allein war, stürzte diese plötzlich Annen um den Hals und begann laut zu schluchzen.

„Lenchen, um Gottes willen, was ist Dir?“

„Ach, ich bin unglücklich, sehr unglücklich!“

Anna's Lippen bebten.

„Sprich Schwester, was quält Dich so?“

„Ach Anna, ich bin furchtbar betrogen von dem Fremden, der mir in Idria den Rath gab, meine Heimat zu verlassen: er ist mir seitdem überall hin gefolgt, ich habe ihm vertraut, er hat mir Liebe vorgespiegelt, versprach, mich zu ehelichen, ist fort, ohne mehr etwas von sich hören zu lassen, und ich — ich —“

„Um des barmherzigen Gottes Willen, was ist mit Dir?“ schrie Anna in furchtbarer Aufregung.

„Er hat mir meine Ehre, meinen guten Ruf, mein ganzes Lebensglück geraubt,“ hauchte Magdalena eintönig hervor und bedeckte ihre Augen mit beiden Händen.

Anna sank auf einem Betschemmel, der in einem Winkel des kleinen Stübchens vor einem Christusbilde stand, nieder und hob in unnennbarer Angst ihre Hände zu dem Selbigen empor, während Magdalena regungslos wie eine Bildsäule mit bedecktem Gesichte eine kleine Weile da stand. Eine kleine Pause trat ein, dann aber sprang Anna auf und fiel ihrer Schwester schluchzend um den Hals: „Schwester, Schwester, was hast Du gethan?“

Magdalena, deren Herzleid in der Erinnerung an den Mann, der sie getäuscht, in Bitterkeit übergegangen war, wischte

sich die Thränen ab, machte sich von ihrer Schwester los und antwortete: „Ich habe ihm blind vertraut, aber der Bösewicht hat mich mit Vorbedacht getäuscht.“

„Armes, armes Kind,“ jammerte Anna, „wie wird sich nun Dein zukünftiges Leben gestalten?“

„Das läßt sich leicht berechnen,“ versetzte Magdalena in schneidendem Tone, „die Verachtung der Menschen und Mangel und Noth sind mein Loos.“

„Nein, nein Schwester, so darf und wird es nicht kommen; man wird mit Dir Mitleiden haben.“

„Man wird es nicht haben,“ entgegnete Magdalena mit Festigkeit, „laß nur erst die Nachricht davon nach Idria kommen. Wie werden die Burschen mich verhöhnen, deren Bewerbungen ich kein Gehör gegeben, die Burschen, die mich beim Tanze wie eine Fee bewunderten; wie werden die Mädchen über mich triumphiren, die von den jungen Knappen mir nachgesetzt wurden, wie werden sie sich freuen, daß ich so tief gedemüthigt wurde; wie werden die alten Leute mich mit Verachtung anblicken und die Eltern mich ihren Töchtern als abschreckendes Beispiel hinstellen.“

„Es darf es Niemand erfahren,“ rief Anna in ängstlicher Hast, „Deine Ehre muß vor der Welt geschont werden.“

„Oder sterben!“ fiel Magdalena rasch ein, und die Augen begannen ihr wild zu funkeln.

„Auch das nicht!“ versetzte Anna, welche allmählig ihre Fassung wieder bekam, „es gibt noch für diesen Fall andere Mittel. Nimm mein Wort darauf, daß ich Alles aufbieten werde, um Dein Unglück vor der Welt verborgen zu halten.“

Von diesem Augenblicke an lastete schwerer Kummer auf Anna's Seele, der um so drückender war, da sie gegen Niemanden ihr Herz erleichtern konnte. Sie sann unablässig, wie sie ihre Schwester von hier ohne Aufsehen fortbringen und einen Ort ausfindig machen könne, wo letztere jenen verhängnißvollen Zeitpunkt in der Stille abzuwarten in der Lage wäre.

Uebrigens bemerkte Anna an Magdalenen ein eigenthümlich entschlossenes Wesen, das sonst ihrer Schwester nicht eigen gewesen, sie bemerkte aber auch, wenn von diesem Gegenstande die Rede war, einen beinahe dämonischen Zug in dem blasen, schönen Gesichte, und seit jenem ersten Geständnisse hatte Anna bei ihr keine Thränen mehr wahrgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein guter Sohn.

Episode aus dem Studentenleben als Beitrag zur Charakteristik eines großen trainischen Kirchenfürsten. Von J. A. Babnigg.

(Fortsetzung.)

Ziemlich eingeschüchtert nahmen wir Platz am obersten Ende des Tisches. Daß uns etwas Sonderbares bevorstehe, dessen waren wir mehr als gewiß. Das heftige Klopfen unserer Herzen und das raschere Strömen und Drängen unseres Blutes nach dem Gehirne, waren deutliche Beweise einer bangen Furcht.

Unsere Augen bewachten jede Bewegung der verdächtigen Tischgenossen, die unter einander leise sprachen, was unsere Bangigkeit noch mehr vermehrte.

Während unserer psychologischen Betrachtungen war die Wirthin zu uns getreten. Ein plummes, rothbadiges Wesen, welches eben von der Viehfütterung gekommen sein mußte. Der ländliche Geruch gab uns den untrüglichen Beweis davon. Diese mochte sich unsere innere Bewegung gedacht haben, denn schmunzelnd fragte sie nach unserem Begehren.

Skaum hatte sie den Wunsch vernommen, als auch schon das begehrte Mahl auf dem eilends mit einem Leintuche bedeckten Tische stand und uns zu verstehen gab, daß man unsern höhern Werth nicht verkenne. Hätte die Wirthin unserer Eglust zugesehen, so würde sie gewiß ihre gute Meinung von uns aufgegeben und uns für ausgehungerte Drescher eher, als für Menschen von besserem Stande angesehen haben. Wir wurden allmählig mutziger. Der genossene Wein, obwohl von der niedrigsten Qualität, dann das einfache Mahl, erheiterten uns derart, daß wir auf einen Augenblick der Gefahr vergessen konnten, in welcher wir uns einige Minuten zuvor noch zu befinden dachten. Wir wurden unter einander gesprächiger und riethen hin und her über die Bedeutung des unheimlichen Peitschentnalles im Walde. Die eingetretene Wirthin belehrte uns dahin, daß der Böse die Williche unter Peitschentnall in den Winterschlaf treibe, und daß dieses einen frühen und harten Winter zu bedeuten habe, räumte eilends den Tisch ab und entfernte sich aus der Stube. Sie mochte Recht haben, denn wir erinnerten uns, daß Balvasor in seiner „Chre von Krain“ davon Erwähnung thut.

„Wo geht die Reise hin,“ fragte uns plötzlich einer der Fremden, der bis jetzt nur mit seinen Kameraden beschäftigt zu sein schien.

„Nach Görz, Triest und von da nach Laibach zurück,“ antwortete Einer von uns.

„Vermuthlich in Handelsgeschäften?“

„Mit Nichten. Wir sind Studenten, machen eine Vergnügungsreise, da wir jetzt Ferien haben.“

„Studenten und Vergnügungsreisende? Reisen, dächte ich, kosten Geld,“ bemerkte der frühere Sprecher unter einem bedeutenden Seitenblicke zu seinen Genossen gewendet.

„In der Regel ja; doch bei uns Studenten macht dieses eine Ausnahme. Wir ziehen wie die Zugvögel. Wohin wir kommen, finden wir Futter bei den Bekannten, bei irgend einem Mitschüler und in Ermanglung aller dieser, sprechen wir bei einem gastfreundlichen Pfarrherrn ein, der mit der Studentelage bekannt, uns liebevoll mit einem Obdach, mit Speise und Trank, und nicht selten auch mit einem kleinen Viaticum versieht, welches uns des andern Tages sehr gut zu statten kommt. Seht, so geht es bei uns Studenten fort, bis wir unser Ziel erreicht haben.“

Diese vorsichtige und kluge Antwort unseres Collegen war lobenswerth.

„Ein beneidenswerthes Loos! So glücklich sind wir nicht. Mit Mühe und im Schweiße, nicht selten mit der Gefahr des

Lebens müssen wir dem Geschehe unsere Lebenseristenz abtrogen, in elenden Winkeln uns verbergen, und nur des Nachts unsere Wege wandeln.“

„Wir bedauern Euch recht vom Herzen. Jeder Stand hat seine Beschwerden.“

Dieses und Aehnliches war das Gespräch zwischen uns und den Anwesenden.

Unser Verdacht schien vollkommen gerechtfertigt zu sein, die Fremden sind ein gefährliches Gesindel.

Die Fremden zahlten ihre Rechnung und verließen die Gaststube, sobald sie merkten, daß wir uns zum Aufbruche bereiteten. Dieses verdoppelte unsere Aufmerksamkeit und rieth uns, auf unserer Hut zu sein.

Auch wirkehrten dem unheimlichen Wirthshause bald darauf den Rücken.

Thalwärts gegen Coll ging nun unser Weg. Nicht ohne Scheu und Furcht blickten wir zwar oft zurück und seitwärts, ob wir der vor uns fortgegangenen Fremden nicht wieder ansichtig werden.

Keine Spur mehr von ihnen. Die Sonne schien so schön und warm. Die Amseln und Drosseln sangen anmuthig und frohlockend ihre Abschiedslieder, denn auch sie zogen aus ihrem Heimatlande in die weite Ferne einem freundlicheren Geschehe zu. Mit ihnen fühlten wir das Freudige des Wanderns, bis wir gegen Abend Haidenschaft erblickten, in dessen Nähe der Herrenst, das Ziel unserer heutigen Reise, Storia lag, wo unser Mitschüler, Ritter v. Ab g, uns schon vorangekommen war. Mit offenen Armen empfing uns unser Freund, und seine guten Eltern behandelten uns wohlwollend. Wir traten in den Saal. Er war festlich geziert. Zahllose Weinlaubkränze hingen an den Wänden zwischen unzähligen Lichtern, und eine Menge Bekannte nahmen an dem mit Speisen schwer beladenen Tische ihre Plätze ein. Auch unser vergaß man nicht. Wenn wir das frugale Mittagmahl mit dem Abendessen verglichen, so glaubten wir der Erde entrückt, in den Himmel versetzt zu sein. Es konnte auch nicht anders kommen. Die reiche Weinlese dieses Jahres hatte den Besitzer mehrerer Weingärten dieses Fest zu geben bewogen, an dem Alles theilnehmen mußte, was nur mit dem Edelhause bekannt war, und unsere so unvermuthete Erscheinung verdoppelte die Freude des gastfreundlichen Festgebers, der unermüdet sich durch volle acht Tage alle Mühe gab, uns Ergötzlichkeiten aller Art zu bereiten, um uns unsere Zeit so viel als möglich angenehm zu machen. Da jedoch auf Erden nichts ewig währt, so mußten auch unsere glückseligen Tage ihr Ende erreichen. Nach einer großen Jagd auf dem Berge Nans mußten wir endlich an unser Scheiden denken, sollte noch bei Zeiten unser Ziel erreicht werden. Wir schieden mit thränenvollen Augen von einem Orte, der uns nach Verlauf von langen dreißig Jahren noch frisch im Gedächtnisse ist und gewiß aus demselben nie verschwinden wird, wenn auch die Mutter Erde schon längst den edlen Gastfreund liebevoll mit ihren Armen umfangen hält.

(Fortsetzung folgt.)

Mikrographie.

Wir sind im Allgemeinen wohl Alle mit dem Mikroskope bekannt, durch dessen Gläser wir sonst unsichtbarste Kleinigkeiten bis zu tausend- und mehrfacher Vergrößerung sehen können. Eine ganz umgekehrt wirkende Maschinerie ist dagegen den Meisten gewiß noch eine neue Merkwürdigkeit. Wir meinen den Mikrographen (oder Kleinschreiber) des Deutschengländers Peters in London, des Compagnons von Masterman, einem der größten City-Bankiers. Herr Peters beschäftigte sich schon Jahre lang aus Liebhaberei mit wissenschaftlichen Zeitvertreiben, besonders aber mit Mikrographie. Seine mikrographische Maschine und Kleinschriften derselben waren in der großen Ausstellung von 1862 zu sehen, wurden aber wenig beachtet, da man mit bloßen, uneingeweihten Augen kaum etwas Begreifliches und die Kleinschriften gar nicht sah.

Die Kleinschreibemaschine des Herrn Peters besteht aus einer bis in's Unglaubliche von Feinheit getriebenen Vervollkommnung des sogenannten Storchschnabels, eines einfachen Werkzeuges, durch welches man jede Art von Linien, also auch Zeichnungen in jeder beliebigen Größe genau abzeichnen kann, indem man mit der an dem einen Ende angebrachten Spitze sorgfältig über alle Linien der Zeichnung hinzieht. Der Storchschnabel besteht wesentlich aus einem Balken, wie die Wage mit einem Stützpunkte, nur selten in dessen Mitte, da zwei gleiche Hälften des Balkens nur zu einer ganz gleich großen Abzeichnung führen würden, was gewiß nicht oft beabsichtigt wird und durch bloßes Durchzeichnen leichter zu erreichen ist. Der Storchschnabel ist nun so eingerichtet, daß die eine Seite des Balkens bald größer, bald kleiner gemacht werden kann. Ist die entgegengesetzte Seite des Balkens dem Stützpunkte näher, d. h. kleiner, als die, an deren Ende sich der Stift befindet, womit man über das abzeichnende Bild hinzieht, so zeichnet die am andern Ende befindliche Bleistiftspitze das Bild kleiner — und umgekehrt. Die mehreren Balken mit Stützpunkten im Storchschnabel sind bloß Wiederholung oder Vervielfältigung derselben Sache, um die Operation des vergrößerten oder verkleinerten Abzeichnens zu erleichtern. Im Principe und in der Construction ist der Mikrograph des Herrn Peters ein Storchschnabel oder vielmehr eine Vereinigung von Storchschnäbeln, um Großes im unglaublich Kleinen zu copiren. Sonach wäre es bloß eine Spielerei eines reichen Mannes in Mußestunden; das Wunder aber ist das Maß der Kleinheit, welches erreicht, noch mehr die mechanische Verfeinerung, zu welcher diese Storchschnabeloperation getrieben ward. Zuerst that er Wunder mit einem Storchschnabel, in welchem der Copirarm des Balkens 125mal kürzer war, als der andere. Er konnte also in 125facher Verkleinerung damit copiren. Man bewunderte nicht sowohl dieß, als die ungeheuere Genauigkeit und Feinheit des Storchschnabels, mit welchem man wirklich diese Verkleinerung genau erreichte. Nun ging er aber noch weiter. Er construirte einen zweiten, viel kleineren Storchschnabel, dessen langer Arm von dem 125fach verkleinernden

kürzen des ersten geführt ward. Dadurch erreichte er eine 6250fache Verkleinerung. Da diese mit der feinsten, härtesten Bleistiftspitze auf dem feinsten Papiere nicht gelang, ging er weiter und fing an mit Diamantspizzen auf Glas zu mikrographiren. Wir können hier die geniale Feinheit von mechanischen Einrichtungen, wodurch das Stückchen Glas, auf welches die Diamantspizze copiren soll, bewegt wird, während die Diamantspizze genau, ruhig und fest steht, nicht beschreiben. Nur so viel, daß das Stückchen Glas so bewegt wird, daß nicht nur die unglaublichste Verkleinerung genau erreicht wird, sondern beim Copiren von Buchstaben auch Haar- und Grundstriche in ihren Unterschieden genau zum Vorschein kommen.

Die Thränen der Frauen.

Es ist bekannt, daß Thränen eine ziemliche Quantität Kochsalz enthalten. Warum benützt man also nicht die Thränenfäcke des schönen Geschlechts zur Gewinnung desselben, da sie gewiß ergiebigere und ausdauernde Quellen darstellen würden, als man nur sonst irgend finden kann, und die Kunst, sie noch ergiebiger zu machen, dürfte in der That auch nicht so schwer fallen. Dadurch, daß man einem Schooßhändchen auf den Schwanz träte, könnte man schon so viel Salz gewinnen, ein Stück Butter und Rettige zu salzen. Dort könnte ein versagtes Rendezvous oder ein unterlagter Gang auf den Ball wenigstens ein Tönnchen Häringe einsalzen, und ein ungetreuer Liebhaber hielte gar eine ganze Haushaltung mit Salz auf ein Paar Jahre frei. Somit würde auch der Ausdruck, sein Brod in Thränen essen, an Bedeutung gewinnen, indem es so viel hieße, als es bloß mit Salz essen, was sich ohnehin häufig bedingt.

Anatomisch bewiesen, ist die Thränen-drüse des Weibes um ein Drittel schwerer, weit größer, hellrother und viel lockerer, als die des Mannes, und vergießt das Weib im Verhältnisse ein Drittel Thränen mehr, als der Mann.

Die Thränen gebeugter Witwen verlieren sich in dem Gedanken der Wiederverhehlung, wie die Flüsse im Meere.

„Hochwürdiger Herr,“ sprach eine schwermüthige Dame zu ihrem Seelenarzte, „sollte das Bette eines Meeres wohl hinreichen, die Masse von Thränen zu fassen, welcher seit der Entstehung des Menschengeschlechtes geflossen sind?“ — „Gnädige Frau,“ erwiderte dieser, „wenn wir die unnützen, kindischen und die strafbaren Thränen abziehen, so findet der Rest in den Schalen Platz, die ein Engel gen Himmel trägt, um sie für den Tag der Vergeltung aufzuspahren.“

Es gibt Thränen des Schmerzes und der Freude. Von letzteren sieht man selten das Auge eines Ehemannes roth.

Nicht die vergossenen, die ungeweihten Thränen sind die schmerzlichsten.

Zucker aus Mais.

Ein deutscher Chemiker in Cincinnati, Professor Goessling, hat einen neuen Proceß zur Herstellung des feinsten Zuckers aus Mais erfunden. Aus einem Bushel gewinnt er $3\frac{1}{2}$ Gallonen schönen weißen Syrups; der Proceß ist so einfach, daß er sich mit den gewöhnlichen Utensilien in einer Pächtersküche ausführen läßt. Eine New-Yorker Gesellschaft soll die Erfindung bereits für die Summe von 400.000 Dollars angekauft haben, um ohne Verzug diese Zuckerbereitung in großartigem Maßstabe zu betreiben.